Mehrzweckbauten mit Charme

In „Straße, Platz, Palast“ fragt der Politologe Jan-Werner Müller, welche Bauform der Demokratie angemessen ist

Von **Nina Apin**



Zitadellenhafte Anmutung: Louis Kahns Parlamentsgebäude in Dhaka ist von Wasser umgeben Foto: Azmal Hoq Helal/imago

Der Kaiser hat seinen Palast, der König ein Schloss. Der (Französischen) Revolution schrieb der Historiker Jules Michelet zu, ihr entspräche städtebaulich die Leere. Welche Bauform symbolisiert dann wohl am besten die Demokratie? Vielleicht nüchterne Mehrzweckbauten wie die des Europäischen Parlaments, mit moderner, aber austauschbarer Optik – und viel Glas, einem vagen Versprechen von Transparenz folgend?

Vielleicht ist aber auch das von Wasser umgebene zitadellenartige Parlamentsgebäude des US-Architekten Louis Kahn in Dhaka ein typisches Bauwerk für die Demokratie: Klarheit und Durchlässigkeit suggerierend, optisch selbstbewusst, aber auch zugangsbeschränkt – was das Volk nicht daran hinderte, 2024 das Parlament zu stürmen und Bangladeshs autoritäre Machthaberin Sheikh Hasina zu verjagen. Der in London lehrende deutsche Demokratietheoretiker Jan-Werner Müller, der 2025 nach Dhaka reiste, beschreibt, wie er das beschädigte Gebäude wahrnahm: als „gutes Gewissen“, an dem die Menschen ihre politische Wut ausgelassen hatten.

Welche Symbole braucht Demokratie, und gibt es ein Bauen, das Demokratie befördert oder verhindert, fragt Müller in seinem neuen Buch „Straße, Platz, Palast“, in dem er die Wechselbeziehung von Architektur, Städtebau und Demokratie erkundet.

Die gebaute Umwelt spiegelt, so stellt Müller eingangs fest, reale Machtverhältnisse wider. Gebäude können aber auch lügen – etwa wenn sich Autokratien mit Gebäuden schmücken, die an Ideale von Freiheit und Gleichheit appellieren.

Simplen Raumdeterminismus, wonach sich in einer entsprechend gestalteten Umgebung demokratische Ideale fast von selbst einstellten, lässt Müller nicht gelten – er fragt provokativ: „Wann und wo habe ich zuletzt ein spontanes Gespräch mit Unbekannten angefangen? Die wahrscheinlichste Antwort lautet heute: „im Internet“.

Stattdessen geht der Autor zurück in die Antike und fragt nach der Rolle von Plätzen und Gebäuden in der athenischen Demokratie und im republikanischen Rom: Die Agora beschreibt er als engen, formlosen Ort der Zusammenkunft, auf der vom Obstmarkt bis zum Scherbengericht oder Opferritual alles Mögliche stattfand – während die erhöht gelegene Pnyx und die Akropolis als offizielle Orte der Gesetzgebung eine theaterhafte Anmutung hatte. Die Römer wiederum riefen die Bürger zur Stehversammlung auf dem Forum zusammen – das aber auch der Selbstdarstellung Mächtiger durch Monumente diente.

Noch heute, bilanziert Müller, brauche jede Demokratie eine Agora (oder auch eine Straße) für die informelle Zusammenkunft und Meinungsbildung, und eine Pnyx (heute: Parlament) als Ort formeller Entscheidungen. Als Erbe aus der Antike sieht er auch die Angst vor Volksversammlungen – eine Angst, die sich städtebaulich in der Wahrnehmung von Plätzen als Orten möglicher Aufstände niederschlägt. Vom Tahrirplatz in Kairo bis zum Tian’anmen in Peking könnten gerade große Plätze zu zahlenmäßig beeindruckenden Protesten einladen, wobei eine geografische Nähe zur Macht über den Erfolg mit entscheide. Andererseits seien solche Orte besonders anfällig für Repression. Doch auch durch staatliche „Verschönerungsmaßnahmen“ wie Pflanzkübel aus Beton auf dem Tahrirplatz oder eine Privatisierung des öffentlichen Raums, die Zugänge qua Hausrecht versperrt, könnte größeren Versammlungen der Zutritt verwehrt werden.

Ausgehend von Trumps Dekret, wonach öffentliche US-Gebäude bevorzugt im klassizistischen Stil errichtet werden sollen, stellt Müller die Frage, welche baulichen Repräsentationsformen einer Demokratie angemessen sind: Sind Paläste oder Monumentalarchitektur per se undemokratisch? Leidet die Demokratie unter einem Mangel an Symbolen, da ihr Wesen „bilderstürmerisch“ sei, wie der 6. US-Präsident John Quincy Adams behauptete? Wie sehr kann und soll politische Autorität sichtbar gemacht werden, wenn diese immer nur temporär gewährt wird? Und folgt daraus notwendigerweise, dass Parlamentsbauten das Aussehen einer örtlichen Sparkasse haben müssen, wie Helmut Schmidt einmal über das Bonner Kanzleramt klagte?

Von den überlangen homogenen Fensterreihen einer auf Überwältigung setzenden Naziarchitektur bis zu den Volkspalästen sozialistischer Länder als Verschleierung tatsächlicher Machtverhältnisse, bis zu Norman Fosters bemüht „transparenter“ Glaskuppel für den Berliner Reichstag – Jan-Werner Müller entlarvt am Beispiel vieler bekannter Bauwerke populäre Glaubenssätze über das „richtige“ Verhältnis zwischen Demokratie, Repräsentanz und Architektur. Seine Typologie von „Straße, Platz, Palast“ erweitert er um flüchtige Bauten wie Barrikaden und gebaute Machtgesten wie Denkmäler und stellt fest: Es gibt weder einen spezifisch demokratischen Stil noch ein Baumaterial oder eine spezielle Ikonografie.

Ganz ohne Symbole stehe die Demokratie dennoch nicht da, betont Müller und verweist auf Gesten wie die Kontextualisierung umstrittener historischer Denkmäler (statt Abriss) oder Straßenumbenennungen. Am Ende seiner scharfsinnigen, oft auch spitzzüngigen Analyse warnt der Autor davor, seine Beobachtungen zu sehr auf die Goldwaage zu legen: „Politische Probleme haben keine architektonische Lösung (auch wenn architektonische Probleme politische Lösungen haben können).“



Jan-Werner Müller: „Straße, Platz, Palast. Zur Architektur demokratischer Räume“. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. Suhrkamp Verlag, Berlin 2026, 267 S., 24 Euro

Ein Meisterstück politischer Kommunikation

In seinem Buch „Der Sturz Orbáns“ rekonstruiert der ungarische Politikberater Gergő Papp minutiös, wie es zu Péter Magyars Wahltriumph im April 2026 kam. Politische Inhalte spielten dabei eine erstaunlich kleine Rolle

Von **Jens Uthoff**

Der Zeitpunkt, an dem Péter Magyar auf der politischen Landkarte Ungarns auftaucht, lässt sich genau bestimmen: Am 10. Februar 2024 postete der damals noch unbekannte Fidesz-Politiker einen Wutausbruch auf Facebook. Keine Sekunde länger wolle er Teil des Orbán’schen Systems sein. Lange habe er an „ein nationales, souveränes, bürgerliches Ungarn“ geglaubt, „in den letzten Jahren“ aber habe er erkannt, dass das alles nur Fassade sei, „die nur zwei Zwecke erfüllt: die Verschleierung des Funktionierens der Machtmaschine und das Einstecken ungeheurer Vermögen.“

Ungarns Staatspräsidentin Katalin Novák hatte damals einen Mann begnadigt, der wegen Beihilfe zu sexuellem Missbrauch von Minderjährigen verurteilt worden war. Proteste brachen los, Novák trat zurück, ebenso wie die ungarische Justizministerin Judit Varga, die der Begnadigung zugestimmt hatte. Interessant dabei: Varga war bis zum Frühjahr 2023 die Frau Péter Magyars, ehe die beiden sich scheiden ließen. Der politische Machtkampf zwischen Magyar und Orbán hatte so von Beginn an eine pikante Note.

Folgt man dem ungarischen Autor Gergő Papp, war dies der initiale Moment für das Einsetzen der Orbán-Dämmerung in Ungarn. In seinem Buch „Der Sturz Orbáns“ zählt er von dort an die Tage rückwärts bis zu Péter Magyars Wahltriumph mit seiner Partei Tisza im April 2026.

Gergő Papp arbeitete selbst als politischer Berater, er war im Kampagnen- und Kommunikationsteam der liberalen Momentum-Partei, die selbst einst angetreten war, Orbán zu stürzen. Diese Sicht hilft insofern, als es quasi nur um Wahlkampf-Strategien geht in seinem Buch und so gut wie gar nicht um Inhalte. Allerdings, so schreibt Papp, waren die auch zu vernachlässigen: „Wenn politische Parteien gegen populistische Anführer wie Viktor Orbán antreten, geht es bei der Entwicklung des Wahlprogramms nicht in erster Linie darum, die großen Ziele zu formulieren. Entscheidend ist vielmehr, politische Fehler zu vermeiden. Die wichtigsten Akteure bei der Formulierung des Wahlprogramms sind dann nicht die Arbeitsgruppen und unterstützenden Experten, sondern das Team für politische Kommunikation.“

Was diesen Wahlkampf betrifft, stützt sein Buch diese These. Man verfolgt als Leser gut 350 Seiten lang die politischen Schachzüge beider politischer Lager, der Autor reicht sie in kleinen Häppchen. Jeder Moment könnte ein Kipppunkt sein: Etwa als Magyars Ex-Frau Varga ihm öffentlich häusliche Gewalt vorwirft oder auch, als er nach einem Streit in einem Budapester Nachtclub von der Security rausgeworfen wird. Ein Sexvideo, von dem die Orbán-Seite behauptete, es gegen ihn in der Hand zu haben, tauchte dagegen nie auf. Doch all diese Manöver blieben ohnehin wirkungslos, weil Orbáns korruptes und nepotistisches Regime schlicht schon im Sterben lag. Und dann schoss Orbán wohl selbst in den Augen seiner potenziellen Wähler:innen übers Ziel hinaus, als er im Frühjahr 2025 ihm nicht zugewandte Richter:innen, Journalist:innen, Aktivist:innen und Tisza-Politiker:innen als „Wanzen“ bezeichnete und drohte, „die gesamte Schattenarmee“ zu „liquidieren“. Drei Monate vor der Wahl machte Orbáns Vertrauter János Lázár, damals Bau- und Verkehrsminister, dann ungarische Roma als „interne Reserve“ fürs Putzen von (Zug-)Toiletten verächtlich.

Diese und andere Faktoren – die Iran-Annäherung des Außenministers Péter Szijjártó, die EU-Gelder, die die ganze Zeit nicht nach Ungarn flossen – machten es Péter Magyar vergleichsweise einfach, sich als bürgerlichen, anständigen, konservativen Proeuropäer zu inszenieren. Nachdem er die bereits existierende Partei Tisza (Tisztelet és Szabadság Párt, Respekt- und Freiheitspartei) 2024 „übernommen“ hatte, konnte er schon bei der Europawahl im selben Jahr antreten – und kam aus dem Stand auf fast 30 Prozent. Ob Magyar wirklich zu trauen ist und wohin er das Land steuern wird, war und ist relativ unklar – doch es gelang ihm, sich als ehrlichen, seriösen Gegenentwurf zu Orbán zu verkaufen.

Papps Buch ist so aufgebaut, dass man die Sequel immer lesen will. Man lernt dabei viel über Wahlkämpfe in der Tiktok-Ära; mit all seinen Skandalen, Affären und Schmutzkampagnen bietet sich dieser jüngste ungarische Wahlkampf auch gut dazu an, die Reiz- und Reflexschemata der heutigen Öffentlichkeit aufzuzeigen. Wie inhaltsleer dieser politische Wettstreit war, wenn man all das abzieht, ist allerdings auch erschreckend.

Ein weiterer Punkt, warum Magyar den Sieg so leicht nach Hause bringen konnte, war laut Gergő Papp, dass er deutlich Distanz hielt zur „alten“ Opposition. Er war eben kein typischer linksliberaler, migrationsfreundlicher, prowestlicher Kandidat – das hätte es für Orbán leicht gemacht, ihn zu attackieren. Magyar konnte sich als wahrer Mann der Mitte verkaufen. Was diese Strategie betrifft – einen neuen, unabhängigen politischen Kurs einzuschlagen, um sich anschlussfähig zu machen –, so können auch die in Westeuropa um die Demokratie ringenden Kräfte aus diesem Buch etwas lernen.



Gergő Papp: „Der Sturz Orbáns. Wie eine neue Bewegung ein politisches System wegfegte“. Wahrheitsperlen-Verlag, Kempten 2026, 368 S., 24 Euro